

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Glasharmonika**

**Geißler, Horst Wolfram**

**Berlin, 1936**

Fünftes Kapitel

[urn:nbn:de:bsz:31-143465](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-143465)

„Was?!“ Moncade blickte überrascht auf. „Elisabeth Berwick hatte ein Kind?“

„Das war Ihnen unbekannt?“

„Allerdings!“

„Ich wüßte es noch genauer, wenn dieser Pockridge nicht verbrannt wäre!“

„Verbrannt? Wer ist Pockridge?“

„Nun, ich sehe schon“, sagte Marjorie und setzte sich zurecht, und wieder einmal funkelten ihre Augen, „ich muß Ihnen die ganze Geschichte von Anfang an erzählen!“

### Fünftes Kapitel

Niemand schaute ungeduldiger nach dem Frieden aus als Moncade. Er war aus Kanada zurückgekehrt mit der Überzeugung, daß bei seiner Ankunft in England die Friedensverhandlungen schon eingeleitet sein würden; darin aber sah er sich getäuscht, und nun mußte er in London sitzen und warten, denn er wollte nach einem gewissen Ziel weiterreisen, frug aber aus ebenso gewissen Gründen starke Bedenken, preussisches Gebiet zu betreten, solange die Truppen noch im Felde standen.

Er hatte während der letzten Jahre eine harte Schule durchgemacht. Seine Zähigkeit, der Überschwang seiner rauf- und abenteuerlustigen Jugend waren ihm recht beschnitten und eingedämmt worden, und nichts war bitterer für ihn zu lernen gewesen als das Bereuen. Aber er löffelte standhaft aus, was er sich eingebrockt hatte, und es bekam ihm merkwürdig gut; nur hatte er seitdem ein



begreifliches Mißtrauen gegen allzu heißes Essen, war vorsichtig und verschlossen geworden und überlegte alles zehnmal, ehe er's tat. Dann freilich tat er's auf einem so bestimmten Wege wie eine Kanonenkugel.

Je einsamer und nachdenklicher er während dieser Jahre gewesen war, desto beständiger und tiefer wurde seine Neigung zu Charlotte, wie dies bei außerordentlichen Geschehnissen und Entfernungen häufig der Fall ist. Sie blieben im Briefwechsel miteinander, in einem Briefwechsel freilich, der durch die Umstände unregelmäßig und verzögert und von Verlusten gestört wurde. Moncade war in mancher durchgrübelten Nacht und an manchem Lagerfeuer zu der immer festeren Überzeugung gekommen, daß Charlotte für ihn und er für sie bestimmt sei.

Ihr eigentümliches, scheinbar sehr schwankendes und widerspruchsvolles Wesen, das er auch aus ihren Briefen herausfühlte, hatte ihm Rätsel aufgegeben. Jetzt, da ihn der Gang der Dinge, den man, recht gesehen, nicht mehr Zufall nennen durfte, auf die seltsame Spur der Wahrheit gebracht hatte — er wenigstens war davon überzeugt —, jetzt erklärte sich ihm vieles. Noch aber hielt er es für durchaus verfrüht, Charlotte von dem zu unterrichten, was er entdeckt hatte. Denn noch war es immerhin möglich, daß er sich irrte. Wie oft hatte er der Geliebten während nebliger Londoner Herbsttage in ausführlichen Briefen mitgeteilt, was er wußte und zu wissen glaubte — und jedesmal wieder zerriß er diese Blätter, denn seine Vorsicht warnte ihn, etwas zu übereilen, und wie groß hätte Charlottes Enttäuschung sein müssen, wenn sich schließlich doch zeigte, daß Moncade einer falschen Spur gefolgt war!



So behielt er einstweilen das Geheimnis für sich und wartete von einem Tage zum anderen immer sehnsüchtiger auf die Möglichkeit seiner Heimkehr.

Da Frankreich mit dem neuen Jahre seine Grenzen zuerst wieder öffnete, so war Edwards Bitte, ihn nach Paris zu begleiten, für Moncade eine erwünschte Gelegenheit, wenigstens auf das Festland zu kommen. Innerhalb einer Woche fuhrn drei kleine, aber respectable Karawanen über den Kanal: Die erste brachte Sir Horatio Berwick mit seinem Sekretär Hawkins und einem Troß neuverpflichteter Dienerschaft nach Frankreich; die zweite bestand aus dem Musiker Walter Davies und seinen beiden Töchtern, begleitet von einem roten Papagei; drittens folgten Edward Berwick und sein Freund Moncade an einem stürmischen Wintertage, der die Überfahrt nicht angenehm machte.

Sir Horatio Berwick mietete ein prächtiges Haus in Paris, ließ es aufs kostbarste ausstatten, schickte seine Läufer überallhin, wo eine Bekanntschaft der Mühe wert zu sein schien, machte und empfing von morgens bis abends Besuche, gab Gastmähler, zu denen er sich klugerweise französische Köche verschrieb, und als er es nach kurzer Zeit durch seine trefflichen Verbindungen erreichte, daß ihn der König in Versailles empfing, stand er bereits auf jenem Gipfel des Erfolges, von dem aus ihm alle andern zugänglich waren. Mit der beweglichen Schlantheit, die er hinter Würde und Marmorergips verbarg, verstand er es, vor der Pariser Gesellschaft eine recht gute Figur zu machen, und wenn er wirklich einmal etwas nicht ganz Passendes that, so hielt man dies seiner englischen Verschrobeneheit zugute.

Nicht weniger glücklich gestalteten sich die Dinge für



die Familie Davies, die freilich in viel kleineren Verhältnissen lebte.

Marianne gab täglich im Hotel d'Angleterre ein Harmonikonzert. Anfangs beteiligten sich ihr Vater und ihre Schwester daran, aber es zeigte sich schon nach wenigen Tagen, daß der Zulauf und die Neugier des Publikums nur dem neuen Instrument galten, ja daß man überhaupt nichts anderes zu hören wünschte. Der Vater und Cecilie waren klug genug, sich daraufhin bescheiden zurückzuziehen, und Cecilie benutzte die Zeit, ihre Stimme, die immer schöner wurde, weiter auszubilden, während Walter Davies sich von dem wohlfeilen französischen Rotwein entzückter zeigte, als für ihn gut war.

Marianne hatte den außerordentlichsten Erfolg.

Der unbeschreibliche, von Grund auf sentimentale Reiz der Glasharmonika wirkte in Paris, wie er in London gewirkt hatte. Aus den geisterhaften und süßen Klängen, die aus einem Arkadien des Herzens in die verflachte und vernünftelnde Gegenwart hinüberzugerüßen schienen, glaubten die Menschen ihre eigene Sehnsucht zu hören. Es war seltsam genug, die Gesellschaft zu sehen, die sich alltäglich im Hotel d'Angleterre zusammenfand: Damen mit getürmten Puderfrisuren, in Reifrocken, die kaum durch den Rutschenschlag herauszubringen waren, auf spannenhohen Stöckelabsätzen, mit denen sie nur dann zu gehen vermochten, wenn sie auf beiden Seiten von galanten Herren gestützt wurden — die Herren beladen mit Goldtressen und Diamantknöpfen, eingehüllt in Moschus- und Lavendelwolken, alle miteinander voll zugespitztester Geistreichelei — — und alle nun, wenn Marianne ihre feinen Hände auf die Glashalsen legte, wie durch ein Zauberwort verwandelt:



Empfindsamkeit brach krankhaft heftig durch die Politur, der Welt Schmerz und Weltüberdruß ergoß sich in Tränenbächen; eine groteske Begier, von Herzen unglücklich zu sein und mit diesen überirdischen Klängen die Seele auszuhauchen, erfaßte diese Menschen, die niemals Kunster und niemals Seele gehabt hatten.

Dabei kam Edward Berwick fast um vor Eifersucht. Es konnte nicht ausbleiben, daß Marianne Einladungen erhielt, daß man ihre persönliche Bekanntschaft suchte, weil es unmöglich schien, daß hinter dieser hinreißend empfindsamen Kunst nicht auch eine ebenso hinreißend empfindsame Seele stand. Schwärmerei und Tagesmoden taten das ihre, um Marianne begehrenswerter und schöner erscheinen zu lassen, als sie wirklich war. Die Zartheit und Blässe ihres Gesichts, das eigentümlich ernsthafte, melancholische Auge und ihr zurückhaltendes Wesen machten sie geheimnisvoll. Briefe, Geschenke häuften sich, man mußte einen Diener anstellen, um die allzu vielen Besucher abzuwehren — Edward sah dies alles mit dem gründlichsten Mißbehagen, und zwar um so mehr, als er keinerlei Recht hatte, dagegenzureden.

Er liebte Marianne auf dieselbe Weise und mit denselben Empfindungen, wie sie von hundert anderen geliebt wurde, und das Schlimmste für ihn war der erstaunte, befremdete Blick, mit dem sie ihn ansah, wenn er gelegentlich seinem Unwillen Lust zu machen versuchte.

„Ich verstehe Sie nicht!“ sagte Marianne. „Habe ich mir denn auch nur das geringste vorzuwerfen? Und selbst wenn ich es hätte — weshalb sollten gerade Sie sich darüber beunruhigen?“

„Weil ich Sie liebe!“

„Das tun andere auch, scheint mir.“



„Sawohl, und ich könnte sie alle miteinander umbringen!“

„Zu welchem Zweck?“ fragte Marianne mit entwaffnender Einfachheit. „Glauben Sie, daß Sie mir dadurch sympathischer würden?“

„Nein, allerdings nicht“, antwortete er verzweifelnd, „und das wäre ein Grund, mich selber umzubringen!“

„Um Sie es nicht, Edward! Sprechen Sie auch nicht von solchen Dingen — Sie machen mir das Leben dadurch nicht leichter!“

„Leichter!“ sagte er fast höhnisch. „Sie! Vor einem Jahr noch arm und unbekannt, heute geliebt und vergöttert von ganz Paris, gesucht, berühmt, angebetet! Und Sie wären nicht glücklich?“

„Nein, Edward, ich bin es nicht. Ich wünschte manchmal, ich wohnte noch arm und unbekannt in Long Acre. Damals war ich glücklicher, soweit das bei einem Wesen, wie ich es bin, möglich ist.“

Moncade, der Edward abzuholen kam, unterbrach das Gespräch, aber Berwick wollte es mit der Hartnäckigkeit des Eifersüchtigen wieder aufnehmen. „Denken Sie“, sagte er in einem recht unangenehmen Ton, „Marianne Davies ist nicht glücklich. Das Schoskind von Paris! Was halten Sie davon?“

„Ich habe kein Recht, irgend etwas davon zu halten“, antwortete Moncade gelassen, „aber wenn es wahr ist, so bedaure ich es.“

„Vielleicht will Sie Ihnen ihr Herz ausschütten?“

„Wahrhaftig“, sagte Marianne gereizt, „das würde mir wohlthun!“

Edward nahm seinen Hut und schlug die Thür hinter sich zu.

Moncade sah ihm verwundert nach: „Ist er neuerdings etwa auch auf mich eifersüchtig?“

Marianne zuckte die Achseln und schwieg.

„Sie sehen wirklich nicht gut aus!“ sagte er und überlegte, wie er Edward folgen könnte.

„Wundert Sie das?“

„Sie haben eine anstrengende Zeit, freilich!“

„Vor allem“, sagte sie und trat ganz nahe an ihn heran und hielt ihm ihre Fingerspitzen hin, „sehen Sie etwas?“

„Nein...“

„Ich fühle, daß der Tag kommt, an dem ich — nicht mehr kam...“

„Was?“

„Dieses Instrument spielen!“ antwortete sie, ließ die Arme hilflos sinken und starrte ihn an.

Er verstand sie falsch. „Sie haben eine Laufbahn begonnen, die Sie zur berühmtesten Frau Europas machen wird! Paris liegt Ihnen, wie London, zu Füßen. Rom, Wien, vielleicht auch Petersburg werden folgen — und Sie verlieren den Mut?“

„Das ist es doch nicht, Moncade!“ sagte sie und sank auf einen Stuhl. „Das ist es doch nicht!“

„Was dann?“

„Glauben Sie an böse Geister?“

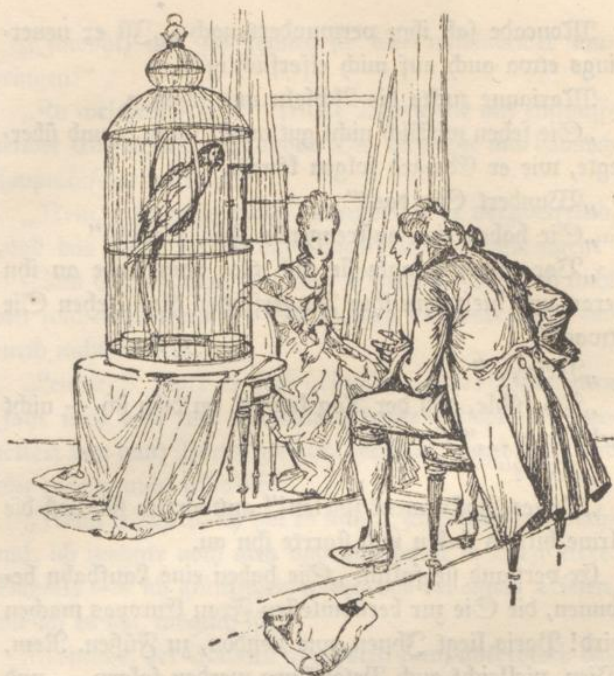
„Nein!“

„Glauben Sie daran, Moncade — ich, ich kenne sie!“

„Dieser Vergleich —“

„Es ist kein Vergleich! Sie sind überall. Sie hocken in den Winkeln des Konzertsalles; auf den Polstern der Karossen, die man mir anbietet; auf dem Tisch, an dem ich mit Widerwillen esse; neben dem Kissen, auf dem





mein armer Kopf vergeblich Ruhe sucht — — und ich,  
ich bin es selbst, die sie herbeiruft!“

„Marianne! Welche seltsamen Phantasien!“

„Keine Phantasien!“ sagte sie erregt. „Dieser Pa-  
pagei —“

„Nun?“

„Er gehört zu ihnen!“

„Was? Zu den bösen Geistern?“

„Glauben Sie mir doch! Sehen Sie in dieses starre,  
unheimliche Auge, in dieses uralte, faltige Vogelgesicht  
— Sie wissen ja, wie er zu mir kam... daß er aus Poß-

ridges brennendem Hause zu Franklin flog! Er ist der Fluch, der dieses entsetzliche Instrument begleitet!“

Moncade hörte alledem fassungslos und kopfschüttelnd zu. „Am Gottes willen“, sagte er schließlich, „was sind das für Dinge! Sie sind krank, Marianne! Und dieses Instrument, dem Sie Ihr ganzes Glück verdanken, nennen Sie entsetzlich?“

„Ich muß Ihnen etwas erzählen!“ flüsterte sie und zog ihn dicht neben sich. „Aber Sie werden es für sich behalten?“

„Ich verspreche es Ihnen!“

„Das Harmonikaspiel zerstört mich!“

„Zerstört — —?“

„Ja! — Während sich die klingenden Glasschalen drehen und meine Fingerspitzen auf ihnen liegen, geht eine haarfeine Erschütterung durch meinen ganzen Körper. Die Fingerspitzen gehören zu den empfindlichsten Gliedern des Menschen. Vielleicht sammeln sich ganz besondere Nerven in ihnen, ich weiß das nicht — aber ich weiß, daß diese winzigen Erschütterungen von den Fingerspitzen fort und in alle Nerven weitergeleitet werden. Ich weiß es genau, denn ich fühle es täglich! Können Sie sich nicht denken, Moncade, daß irgendein Gegenstand, der dauernd solche Erschütterungen auszuhalten hat, endlich mürrisch wird und buchstäblich zu Staub zerfällt? Wieviel mehr die Nerven! Und ich sage Ihnen, daß sie eines Tages zu Staub zerfallen werden, alle, alle — — und davor, Moncade, graut mir! Muß mir nicht grauen, wenn der Wahnsinn vor der Tür steht?“

„Er steht nicht vor der Tür!“ antwortete Moncade beruhigend und nur, um zu sprechen. Er verbarg sein Entsetzen.



„Nicht? Nun — dann sitzt er in diesem Käfig! Betrachten Sie ihn genau! Eines Tages werde ich darsitzen wie er — wortlos, regungslos, und meine Augen werden ohne Seele sein wie diese —!“

„Hören Sie auf, Marianne, Sie dürfen solchen Gedanken nicht nachhängen!“

„Es sind keine Gedanken, sondern ich fühle es; glauben Sie nicht auch, daß ein Laub fühlt, wenn es vergilbt? Aber gibt es dagegen ein Mittel? Können Sie den Herbst aufhalten, die Erde in ihrer Bahn stillstehen lassen? Meine Tage werden kürzer, Moncade!“

„Der Winter geht vorbei, und nach ihm kommt ein neuer Frühling!“

„Ja, wenn man schlafen könnte, bis die Blumen wieder blühen! Ich kann es nicht. Was sollte aus meinem Vater und meiner Schwester werden, die einstweilen ihr ganzes Dasein auf meinem Spiel aufgebaut haben? Nein, reden wir nicht mehr davon, es ist undankbar gegen das Schicksal — und auch undankbar gegen Sie!“

„Gegen mich?“

„Ich vergesse nicht, daß Sie uns damals in Spring Gardens vor dem Publikum gerettet haben!“

„Lächerlich!“

„Für Sie vielleicht, für mich nicht. Sie standen da wie ein Erzengel!“

So ergriffen Moncade von dieser Unterredung war, so große Mühe hatte er doch plötzlich, vor diesem Bilde ernst zu bleiben. Wie ein Erzengel — — das konnte nur Marianne sagen. Er betrachtete sie, wie sie in langsam verklingender Erregung darsaß, eigentümlich und unregelmäßig schön, eine arme Seele, die zwischen Höhe und Tiefe herumirrt und bei aller Sehnsucht niemals Ruhe



finden kann — der verkörperte Ausdruck dessen, womit sie die Welt entzückte.

In diesen Augenblicken glaubte Moncade flüchtig hinter den Schleier zu sehen, der das wahre Wesen alles Geschaffenen zu verhüllen pflegt; es schien ihm, als ob es kein Zufall sei, daß gerade dieses Mädchen mit dem neuen Instrument zusammengetroffen war, ja daß das Instrument nicht früher und nicht später hatte erscheinen dürfen, ebenso wie Marianne weder früher noch später hätte leben können; die Welt war auf einem Punkt angekommen, in dem eine neue Idee Gestalt werden mußte — und sie wurde Gestalt, genau zur richtigen Zeit, unausbleiblich, aber auch unerbittlich. War dies das Wesen des Schicksals?

Moncade sah den Papagei an, der regungslos in seinem Käfig saß, das starre Auge auf Marianne gerichtet.

Mehr, als er selbst erkannte, war Moncade von dieser Begegnung mit Marianne betroffen worden; sie gab ihm unaufhörlich zu denken. Er wußte, daß sie nur zu ihm von ihrer tiefen Angst gesprochen hatte. Weshalb nicht zu Edward? Ein Gefühl, über das er sich nicht ganz klarzuwerden wünschte, sagte ihm, daß er hier nichts bessern, aber vielleicht manches schlimmer machen könne, und daß es für ihn Zeit sei, zu gehen.

Die Ereignisse begünstigten seine Absicht: Der Friede zwischen Preußen und Oesterreich wurde unterzeichnet, sieben Jahre Krieg waren vorüber.

„Ich verlasse Paris“, sagte er eines Tages zu Edward, „aber ich hoffe, daß wir uns in nicht allzu fernem Zeit wiedersehen!“



„Davon bin ich überzeugt“, antwortete Berwick. „Ihr Entschluß kommt mir nicht unerwartet, und ich wünsche Ihnen für Ihr Vorhaben alles Gute.“

„Für welches Vorhaben?“

Berwick lächelte. „Sie gehen nach Deutschland, um die Tochter Elisabeths zu suchen — haben Sie wohl gar schon gefunden! Ich irre also kaum, wenn ich annehme, daß wir uns bald wiedersehen werden.“

„Sonderbar!“ sagte Moncade. „Sie wissen das und haben doch nie mit mir darüber gesprochen? Ich sollte meinen, daß es auch Sie angeht, und zwar —“

„Sicherlich — aber eben deshalb möchte ich auch heute noch nichts damit zu schaffen haben. Sie sind, mein lieber Freund, im Begriff, etwas zu tun, was meinem Vater — — nun, sagen wir: zum mindesten äußerst ungelegen kommt. Es ist wahr, ich liebe meinen Vater nicht, aber er ist eben doch mein Vater, und wenn ich auch nicht für ihn eintrete, so will ich doch ebensowenig etwas gegen ihn unternehmen. Ich bleibe neutral — so neutral, daß ich nicht einmal wissen will, was geschieht. Begreifen Sie diesen Wunsch?“

„Ich begreife ihn und werde ihn respektieren, aber —“

„Übrigens schade, daß Sie gerade jetzt abreisen. Mein Vater gibt in den nächsten Tagen einen großen Ball, den ich wohl oder übel besuchen muß — ich hätte Sie endlich bei ihm eingeführt. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie seine Bekanntschaft machten?“

„Gerade das möchte ich vermeiden. Ich werde unbeeinträchtigt handeln, wenn ich ihn nicht kenne.“

Edward nickte.

„Ich kann Ihnen, ohne allzu indiskret zu sein, noch verraten, daß Sir Horatio Berwick die Absicht und die

Ausicht hat, als Gesandter nach Wien zu gehen; er hat es mir selber gesagt.“

„Nach Wien? Wie merkwürdig!“

„Was finden Sie daran merkwürdig?“

„Da Sie nicht wünschen, in meine Angelegenheit —“

„Richtig, verzeihen Sie die Frage!“

Sie schüttelten sich die Hände.

Als der Hauptmann schon die Thür öffnete, rief Berwick: „Moncade . . .!“

Er wandte sich um.

Edward kam auf ihn zu. „Gehen wir so auseinander?“ fragte er bewegt. „Soll ich mich von Ihnen, dem ich so viel verdanke, mit einem kalten Händedruck trennen?“

Moncade schwieg.

Unerwartet lag Edward an seiner Brust. „Ich bin sehr unglücklich, Moncade! Sie wissen, weshalb! Marianne liebt mich nicht! Wozu lebe ich?“

„Vielleicht, damit man es lernt, Sie zu lieben, Edward!“

„Das sagen Sie?“

„Warum nicht ich?“

„Wissen Sie, daß ich auf Sie eifersüchtig bin?“

„Nun“, sagte der Hauptmann und strich ihm tröstend übers Haar, „was mich betrifft, so haben Sie gewiß keinen Grund dazu! Seien Sie nicht so empfindsam, mein lieber Junge! Dadurch, daß man eine schlechte Figur macht, hat sich noch nie ein Frauenzimmer gewinnen lassen. Betrachten Sie diese Weisheit als meine vorläufige Hinterlassenschaft — und leben Sie wohl!“

Es war Charlottes gewöhnlicher Weg, bei ihren morgendlichen Einkäufen an der Postagentur vorbeizugehen



und nach Briefen zu fragen; das wenige, was etwa für die Familie des Stadtkantors bestimmt war, nahm sie mit und lieferte es daheim ab — bis auf gewisse Sendungen, die zwei Jahre lang sehr selten gewesen waren, in den letzten Monaten jedoch immer häufiger und schwerer wurden. Sie rechnete ihr Leben von einem dieser Briefe zum anderen. Ihre Eltern wußten davon und hatten keinen Grund, dagegenzureden; oft gab ihnen Charlotte einen der Briefe zu lesen.

Diesmal aber war sie weniger mittheilhaftig und sagte gar nicht, daß ihr die Post etwas gebracht hatte.

Moncade schrieb ihr: Jetzt, nachdem der Friede geschlossen sei, werde er Paris sogleich verlassen, jedoch habe er bestimmte Gründe, sich nicht jedermann zu zeigen; er bitte sie deshalb, sich von ihrer Freundin, wie öfter, auf deren nahe gelegenes Gut einladen zu lassen und es so einzurichten, daß er sie dort wiedersehen könne, und zwar zunächst ohne Vorwissen ihrer Eltern. „Dies alles mag Dir ein wenig geheimnistuerisch, vielleicht unnötig erscheinen, aber vertraue mir und glaube, daß ich alles aufs genaueste überlegt habe. Und vergiß nicht, Geliebte, daß ich Dich in meine Arme schließen werde, um mich nie wieder von Dir zu trennen. Das ist mein fester Wille, und es gibt nur einen Menschen auf der Welt, der mich davon abbringen könnte: Du selbst. Wird meine Charlotte das tun? Ich glaube es nicht. Wir haben uns durch Meere und Jahre nicht trennen lassen — was darf jetzt noch zwischen uns treten? Nichts außer dem Tod!“

Charlotte geriet durch diesen Brief in eine nicht geringe Unruhe. Der entschlossene, ja pathetische Ton, in dem er gehalten war, der Wunsch Moncades, sie ent-





fernt von ihren Eltern wiederzusehen, schien ihr darauf hinzudeuten, daß sie vor bindenden Entscheidungen stehen würde. Sie vertraute sich ihrer Freundin an und verließ an einem Märztage die Stadt, versehen mit den wenigen Dingen, die sie auch sonst auf dergleichen kurze Landbesuche mitzunehmen pflegte. Es waren jetzt genau vier Jahre, daß sie Moncade kennengelernt hatte, und auch damals war diese leuchtend kühle Luft des Vorfrühlings wie eine Verheißung über Feldern und Wiesen gewesen.

Wenige Tage später traf Moncade mit dem Postwagen in der Stadt ein und begab sich nach der ihm wohlbekannten Wohnung, sobald er annehmen konnte, daß er den pfliffigen Stadtkantor und seine Frau daheim antreffen werde. Da er seinen Plan seit Monaten zurechtgelegt und jede Einzelheit, jede Möglichkeit, jeden Zug und Gegenzug wie ein Schachspieler durchdacht und die Gewißheit hatte, daß nichts ihn überraschen konnte, zog



er den messingnen Klingelgriff an der Haustür mit aller Ruhe und stand eine Weile wartend in der Abenddämmerung.

August Fürchtegott Ziehle öffnete selbst, erkannte den Besucher und rief: „Si du mein Jesus — die Überraschung!“

„Ich komme Ihnen nicht ungelegen?“

„Wie wäre das möglich, mein Wertester! Nur unvernünftig, ja, durchaus unvernünftig kommen Sie — wie ein Gewinn im Lotto. Aber treten Sie ein“ — er schlurfte voraus und leuchtete mit seiner Kerze die Treppe hinauf — „treten Sie ein und seien Sie uns recht willkommen!“

Die Wohnstube, das geklöppelte Spitzenparadies, sah noch genau so aus wie vor vier Jahren, es roch noch genau so nach Dreikönigskanaster, Äpfeln und gescheuerten Dielen, und sogar das Filetdeckchen mit dem Einhorn befand sich noch in der Mitte des Tisches.

Laura Ziehle segelte herein, und sobald sich der Wortstrom der Begrüßung gelegt hatte, nahm Moncade die Einladung, zum Abendessen zu bleiben, ohne Zögern an. Bisher war alles nach Wunsch gegangen.

„Schade nur, daß Sie Charlotte nicht sehen können!“ sagte die Kantarin. „Sie ist nämlich wieder einmal bei ihrer Freundin auf dem Lande.“

„Wir werden überlegen, was da zu tun ist“, fuhr August Fürchtegott mit gelinder Gile dazwischen. Er brannte vor Neugier, recht viel von Moncades Erlebnissen zu hören. „Geh in die Küche, meine Laura, wir werden unterdessen eine — Wie? Was? Sagt man da drüben nicht Friedensspeise? — miteinander rauchen, obwohl ich nicht weiß, wie so ein Ding aussieht.“ Er

trat vor das Pfeifenbrett. „Denn es ist ja tatsächlich Friede geworden in der Welt, und so kann unsereiner alle diplomatischen Rücksichten beiseite lassen und seinen angestammten Pfeifenkopf aus echt Meißner Porzellan stopfen — eine wahre Rarität, mein Bester! —, ohne befürchten zu müssen, daß er entweder dem König von Preußen oder der Kaiserin von Oesterreich zu nahe tritt.

So! Und nun erzählen Sie, erzählen Sie recht viel und lange, überschütten Sie einen alten Mann, der nichts weiter ist als Stadtkantor in Bausen, mit abgezogenen Kopfhäuten und ähnlichen Dingen, die die Gemütlichkeit um so mehr erhöhen, je weiter sie entfernt sind!“

Die Neugier des trefflichen August Fürchtegott kam dem Besucher nicht ungelegen, denn auf diese Weise konnte er die Unterhaltung hinausziehen und mit dem, wovon er eigentlich sprechen wollte, warten, bis er das Ehepaar in Ruhe beieinander hatte. Also erzählte Moncade — und es fehlte ihm nicht an Stoff —, erzählte auch noch während des Essens, erzählte, während Laura den Tisch abräumte, und August Fürchtegotts listige Fuchssöhrlin wurden dabei immer röter vor Teilnahme und Erregung; mit der Lebhaftigkeit seines sächsischen Ingeniums versetzte er sich in die kanadischen Urwälder, rückte immer näher auf Moncade zu, galoppierte auf seinem Stuhlrand über die Prärie, erhob drohend das Pfeifenrohr, um einen Bären zu bekämpfen, und hüllte sich bei besonders schwierigen und hoffnungslosen Lagen in Tabakwolken von nie dagewesener Dichte.

Als aber Laura schließlich mit dem Strickzeug in ihrer Sofaecke saß, war Moncade inzwischen bereits in England angekommen und ging daran, nunmehr dem



ahnungslosen Kantorspaar die Schlinge über den Kopf zu werfen.

„Sie können sich denken“, sagte er gleichsam abschließend, obwohl er jetzt erst begann, „daß man in London keine Abenteuer findet, dafür freilich eine Menge interessanter Bekanntschaften.“

„Ja, ja...“, nickte August Furchtegott, der sich nur zögernd von den amerikanischen Indianerkämpfen trennte, und war im Begriff, in träumerische Nachdenklichkeit zu versinken.

„Haben Sie“, fragte Moncade und sah ihn ruhig und fest an, „haben Sie einmal den Namen Bervick gehört?“

Es war plötzlich ganz still, denn auch Frau Lauras Stricknadeln klapperten nicht mehr.

Der Stadtkantor fuhr nicht etwa aus seiner Nachdenklichkeit auf.

Seine Augen, die in den Gegenden jenseits des Weltmeeres zu tun gehabt hatten, blieben dort — aber Moncade, der ihn scharf beobachtete, hätte schwören mögen, daß ein deutliches, freilich schnell verstecktes Stutzen in seinen Blick kam und daß er sich, obwohl äußerlich regungslos, doch gleichsam innerlich duckte wie vor einem Schlag, den er längst nicht mehr erwartet hatte.

Im nächsten Augenblick hüllte er sich in eine ganz gewaltige Tabakwolke, und als er endlich wieder sichtbar wurde, fragte er unbeteiligt und gelassen: „Wie meinten Sie? Bervick? War es so? Nein. Könnte mich nicht erinnern.“

„Auch Sie nicht, Frau Stadtkantarin?“

„Wer? Ich?“

„Nein, meine Frau auch nicht!“ erklärte August



Fürchtegott mit bedentsamer Festigkeit. „Wo wir ja doch natürlich niemals in London gewesen sind!“

„Das wäre auch nicht notwendig“, sagte Moncade, „denn die Frau namens Elisabeth Berwick, von der ich spreche, war zwar Engländerin, aber sie starb in Deutschland, und zwar in Halle. Haben Sie nicht früher einmal ganz in der Nähe von Halle gelebt?“

Der Kantor nickte und nahm die Pfeife aus dem Mund. „Das schon. Aber Halle ist groß. Und von welcher Zeit reden Sie?“

„Von der Zeit, in der Charlotte geboren wurde.“

„Ja...“, sagte Laura, „da waren wir in der Gegend...“ Moncade sah deutlich, wie ihre Hände, mit denen sie wieder stricken wollte, zitterten.

Moncade steckte die Hand in die Tasche. „Ich finde“, sagte er ganz langsam und ließ keinen Blick von Ziehle, „daß Charlotte Berwick ihrer Mutter sehr ähnlich sieht.“

„Charlotte Berwick...? — Ach, Sie meinen also gar nicht unsere Charlotte?“ fragte August Fürchtegott mit einem jammervoll mißlungenen Lächeln.

„Doch, Herr Stadtkantor!“

Achselzucken. „Dann verstehe ich Sie nicht. — Entschuldigen Sie... sagen Sie: War es in Kanada wohl sehr heiß?“

„Nun, ich sehe, daß ich Ihrem Gedächtnis noch mehr nachhelfen muß! Kennen Sie dieses Medaillon?“

Laura nahm das Bildchen in die Hand. „Freilich...“, sagte sie mit abgesehnürter Stimme, „hab' ich's doch selber gekauft!“

„Gekauft?“

„Ja.“

„Wo?“



„Bei — ich glaube, es war eine Versteigerung... Und Charlotte hat es Ihnen gegeben? Das hätte sie nicht tun sollen!“

„Vielleicht war es doch recht gut, daß ich es bei mir trug“, erwiderte Moncade, entschlossen, dieses Versteckspiel abzukürzen. „Denn dadurch war es mir möglich, Charlottes Herkunft und Familie zu finden, von der Sie, Herr Stadtkantor, ihr freilich nie etwas gesagt haben!“

Ziehle schüttelte den Kopf und sagte steil: „Sie sind mein Gast, Herr von Moncade, und zwar waren Sie mir bisher ein lieber Gast. Aber jetzt phantasieren Sie und wollen Unruhe und Verwirrung in mein Haus bringen. Ich bitte Sie, damit aufzuhören; wenn Sie Romane erzählen wollen, so tun Sie das anderswo, aber nicht hier, und besonders ziehen Sie uns nicht mit hinein, denn wir sind anständige Leute!“

„Unsere Tochter“, sagte Laura und strickte verzweifelt, „unsere Tochter —“

„— ist die Tochter Elisabeth Berwicks und eines Grafen Allendorf, der vermutlich Österreicher war. Diese Elisabeth Berwick wurde — und das wissen Sie allerdings wohl nicht — von ihrem Bruder aus der Heimat vertrieben; sie starb, arm und elend, an Charlottes Geburt. Es war gewiß eine edle That, daß Sie, Herr Stadtkantor, sich der hilflosen Waise annahm. Ich verstehe auch sehr gut, daß Ihr Gefühl sich aufs heftigste dagegen sträubt, die Wahrheit zuzugeben, denn Sie lieben Charlotte und müssen fürchten, sie zu verlieren, sobald ihre Herkunft bekannt wird. Hören Sie aber: Die Nachforschungen, die ich in England angestellt habe, lassen es so gut wie gewiß erscheinen, daß Charlotte wenn nicht Alleinerbin, so doch Teilhaberin eines ungeheuren Ver-

mögens wird — es kommt nur noch darauf an, den Beweis ihrer Herkunft unwiderleglich zu erbringen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie Genaueres darüber aussagen können und auch im Besitze der erforderlichen Urkunden sind. So liegen die Dinge.“

Er stand auf.

„Können Sie es verantworten, Charlotte ihr Glück zu verheimlichen und sie dadurch um ein Leben und einen Reichtum zu bestehlen, auf die sie den berechtigtesten Anspruch hat?“

Er wartete auf Antwort.

Laura wagte nicht, von ihrer Handarbeit aufzublicken. Aber schließlich nahm sich der Kantor zusammen und sagte verbissen: „Sie faszeln, Herr von Moncade. Lassen Sie uns mit Ihrem Gerede und Ihrem Geld in Frieden, und Gott möge Charlotte vor den Versuchungen und Eitelkeiten der Welt bewahren! Wir sind alte Leute. Unsere Tochter hergeben? Das hieße unser Leben verschenken. Wagen Sie nicht noch einmal, davon zu sprechen!“

„Aber —“

„Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen jetzt die Treppe hinunterleuchten, die Haustür ist, glaub' ich, noch offen!“

„Herr Stadtkantor!“

„Sagten Sie nicht, daß Sie nur auf der Durchreise hier sind? So darf ich Sie nicht länger aufhalten. Vielleicht —“, und August Fürchtegott kniff die Augen recht boshaft zusammen, „vielleicht ist es auch recht empfehlenswert, wenn Sie die österreichische Grenze so bald wie möglich erreichen; wir sind hier zwar in Sachsen, aber der König von Preußen hat ein feines Ohr, und —“



Moncade ging grußlos.

Er war weder aufgereggt noch zornig, denn was er erlebt hatte, war eine der lange bedachten Möglichkeiten; nur die üble Drohung des Kantors mit dem preußischen König verstimmte ihn, aber sie wies ihm zugleich den Weg, den er gehen mußte.

Eines stand vor allem zu befürchten: daß Ziehle so bald wie möglich Charlotte heimrief, vielleicht sogar selber abholte. So bald wie möglich, das hieß morgen früh; denn daß der alte Mann sich noch in der Nacht auf den Weg machte, war wohl nicht anzunehmen.

Obwohl es bereits neun Uhr geschlagen hatte und das Städtchen schon schlief, gelang es Moncade mit Hilfe des Wirts, bei dem er sein Gepäck eingestellt hatte, einen bequemen Reisewagen aufzutreiben. Er lud seine Habseligkeiten hinein und ließ sich nach dem Gut fahren, das etwa eine Stunde entfernt war und ziemlich einsam inmitten eines Parkes lag.

Moncade ließ den Wagen am Parktor halten.

Die Nacht war mondlos und nur von mattem Sternschimmer erhellt. Auf den schwarz überwachsenen Wegen näherte er sich behutsam dem Herrenhaus, wo noch hinter einigen Fenstern Licht brannte.

Ein Hund schlug an, jemand kam. Es war ein Diener. Moncade hieß ihn den Hund beruhigen und nahm ihn beiseite. Nach ein paar Minuten ging der Mann ins Haus, ein gutes Trinkgeld in der Tasche und in der Hand einen Zettel für Charlotte, den Moncade schon in der Stadt geschrieben hatte.

Er kam zurück, führte den Fremden um das Haus herum zu einer Nebenpforte und ließ ihn allein.

Nicht lange, und Charlotte trat heraus.

„Ich bin's...!“ sagte Moncade und schloß sie in seine Arme, und es war eine große Stille.

Endlich fragte sie: „So spät? Und ohne Anmeldung? Das hat etwas zu bedeuten!“

„Ja!“

„Komm, erzähle mir drinnen.“

„Darf ich das?“

„Meine Freundin weiß von uns.“

Sie führte ihn hinein und in ein hübsches Zimmerchen, in dem die Kerzen brannten und ein Feuer im Kamin flackerte.

„Wäre es nicht besser —?“ fragte er leise.

„Hierher kommt niemand. Es ist der Vorraum für unsere Schlafzimmern.“

„Nun dann!“ sagte Moncade und legte seinen Hut weg. „Meine Charlotte! Bist du's noch? Mein rätselvolles Kind! Weißt du, daß dein Abschied mich fast ums Leben gebracht hat und daß deine Briefe das einzige waren, was mir das Leben wieder wert gemacht hat? Laß dich ansehen! Ja, dies sind die Augen, die mich begleiteten, und dies ist der Mund, der so bitter verstummte! Aber dein Gesicht ist schmaler geworden, Charlotte!“

„Vier Jahre...“, sagte sie und senkte den Kopf.

„Mein armes Kind!“

„Nun nicht mehr!“

„Nie mehr!“

„Ich hätte damals mit dir gehen sollen.“

Moncade blickte sie erstaunt an: „Damals? Schon damals?“

„Ich wußte ja nicht, wie sehr ich dich liebte!“

„Charlotte!“



„Und du . . . du weißt nicht, was es heißt, vier lange Jahre allein zu sein und nur von einem Briefe zum anderen zu leben . . . Ach, diese Briefe, die vom Ende der Welt kamen und bei deren Ankunft du vielleicht schon nicht mehr am Leben warst! Und dieses Dasein, Moncade! Spisenumgebenes, enges, ewiges Einerlei — — — ich kann nicht mehr! Ich hab' es mir in tausend Nächten überlegt: Nimm mich mit!“

„Erwünscht!“ sagte er. „Deshalb bin ich hier.“

Nun erschrak sie doch. „Ein mitleidiger Traum!“

„Wirklichkeit! Am Parktor wartet der Wagen. Morgen sind wir über der Grenze.“

Sie war bleich vor Erregung. „Und meine Eltern?“

„Ich komme von ihnen.“

„Nun?“

„Wir haben uns nicht in Frieden getrennt.“

„Unglück! Laß uns überlegen —“

„Dazu ist keine Zeit. Dein Vater, denk' ich, wird morgen hier sein, dich zu holen; denn es sollte mich wundern, wenn er meine Absichten nicht erriete. Überlege nichts, Charlotte, denn was zu überlegen ist, habe schon ich überlegt. Das einzige, was wir wissen müssen, ist dies: Vertraust du mir?“

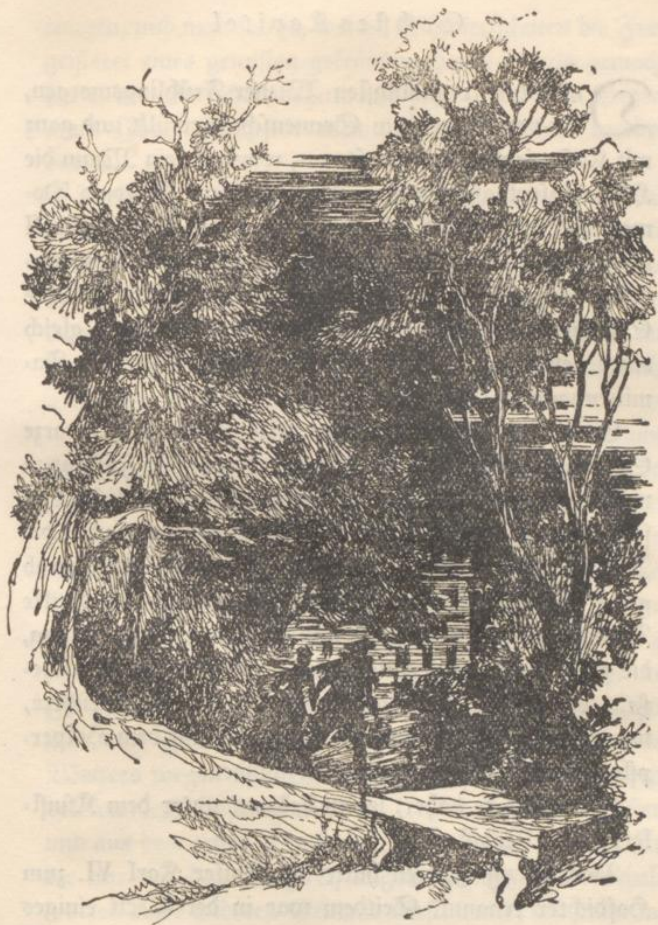
„Ja!“ sagte sie an seiner Brust.

Die Freundin, ein kluges und liebenswürdiges Mädchen, wurde herbeigeholt und in das Geheimnis eingeweiht.

„Hier gibt es nur eine Lösung“, sagte sie zu Moncade, „denn Charlotte verweilt in der Enge ihres Daseins.“

Man verabredete, daß sie sich durchaus unwissend stellen sollte; den Diener, der als einziger um den nächstlichen Besuch wußte, würde sie zum Schweigen veranlassen.





Moncade nahm Charlottes Kleinen Koffer unter seinen Radmantel, und so verschwanden die beiden in der Finsternis.